

Der Fidibus

Versuch einer Familiengeschichte in kleinen Erzählungen

von Georg Opdenberg

Einleitung

Mein Großvater war ein starker Raucher, was vor allem in der Zeit, in der man Tabak nur auf Bezugsscheine oder auf dem Schwarzmarkt bekam, nicht leicht zu ertragen war. Dann mußten auch schon 'mal die Tabakkrümel einer halben Zigarette mit wieder getrockneten Blättern von schwarzem Tee, der in der Umgebung von britischen Besatzungssoldaten immer zu finden war, gestreckt werden; eine Notmaßnahme, die er glücklicherweise nicht bemerkte. Als die Zeiten wieder besser wurden, rauchte er die grüne Eckstein und später die rote Hand, wobei er seine Zigarette häufig mit der Bemerkung anzündete: „Dann wollen wir dem Herrn 'mal ein Rauchopfer darbringen“.

An Sonn- und Feiertagen gönnte er sich auch die ein oder andere gute Zigarre. An solchen Tagen trug er immer seinen Anzug mit Weste, und die silberne Krawatte wurde mit einer Krawattennadel mit Zuchtperle festgesteckt, und über der Weste hing deutlich sichtbar seine goldene Uhrenkette. Die goldene Uhr mit Sprungdeckel steckte in der kleinen, aufgenähten Tasche. An der Uhrkette hing der Zigarrenabschneider, ein goldenes, aufklappbares Medaillon mit Photographien seiner Enkel auf den beiden Innenseiten und ein kleiner goldener Kegel, wohl noch aus der Zeit zwischen den Kriegen, als die Handwerker und Geschäftsleute des Viertels in einem Kegeklub zusammen geschlossen waren.

Johann Opdenberg, geboren 1888, im Dreikaiserjahr wie er immer betonte, am 6. Dezember dem Fest des heiligen Nikolaus, hieß Johannes, wie sein Vater, der Geschäftsgründer. Sein zweiter Vorname, Matthias, sollte an seinen Großvater, den Faßbinder Peter Matthias aus Kaldenkirchen erinnern. Aus dieser Tradition heraus nun nannte er seinen Sohn

Hans, die modernere Form von Johannes, mit dem Zusatz Heinz, nach seinem Vater, Johann Heinrich, der wenige Jahre vor der Geburt seines Enkels gestorben war. Eine Generation später sollte mit dieser Tradition der Namensgebung des Erstgeborenen nach Vater und Großvater gebrochen werden. Der Enkel sollte einzig und allein nach dem heiligen Georg, dem Schutzpatron der Pfadfinder, benannt werden. Da im Geschäft viel zu tun war, wurde der Senior mit diesem Auftrag zum Standesamt geschickt. Erst zwei Tage später kam heraus, daß der Namenseintrag auf Hans-Georg gestellt worden war und dieser Verwaltungsakt nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte.

Hennes, wie er der Kürze halber, und zur Unterscheidung von seinem Sohn, von seiner Frau gerufen wurde, hatte nun die Angewohnheit, seine Zigaretten mit einem Fidibus anzuzünden. Zu einer Zeit, da nicht nur in einer Kohlenhandlung, sondern in fast jedem Haushalt Tag und Nacht und sommers wie winters zumindest in der Küche immer der Ofen brannte war es normal, einen Holzspan oder einen Streifen aus gepreßtem oder gefaltetem Papier in die Flamme oder Glut zu halten, um damit eine Kerze, Petroleumlampe oder auch Zigarette anzuzünden, denn Steichhölzer, Spönnchen genannt, waren teuer.

Maschinell erzeugtes Papier nun kann aufgrund der Faserstruktur, die in der vorgegebenen Verarbeitungsrichtung verläuft, bequem in eben dieser Richtung in Streifen gerissen werden. Deshalb scheute sich mein Großvater auch nicht, aus einem zufällig herumliegenden Buch von der Einbandseite, auf der ohnehin nichts oder nichts Wichtiges stand, einen schmalen Streifen zu reißen, ihn längs zu falten, und, nachdem er ihn am Herdfeuer

in Brand gesetzt hatte, damit seine Zigarette anzuzünden. Den noch brennenden Rest warf er ins Feuer, bevor er die Ofenklappe wieder schloß. Wenn er bei derartigem Tun, oder im Nachhinein ertappt wurde, wenn zum Beispiel die Bücher in die Boromäus-Bücherei zurückgebracht wurden, gab es hierüber meist eine lautstarke Auseinandersetzung.

Am hinteren Ende des alten Kohlenplatzes, auf dem schon seit Jahrzehnten nur noch vereinzelt Fahrzeuge und ein Wohnwagen aus der Nachbarschaft abgestellt werden, steht noch der alte, ursprünglich einmal grüngestrichene Schuppen, Büdchen genannt. In dem ehemaligen Pferdestall bewahrte mein Opa sein Werkzeug auf, ein paar alte Hämmer und Zangen, eine uralte Schraubzwinge, in einer Konservendose wieder gerade geklopfte Nägel, hartgewordene Pinsel und alte Farbdosen. Hier ruhte er sich zwischendurch auch bei einer Zigarette vom Kohlenschaufeln aus, flickte die durchgescheuerten Kohlensäcke und schlachtete seine Kaninchen.

In der hintersten Ecke, zwischen alten Ölfässern, verrosteten Fahrrädern und anderem, mittlerweile nutzlos gewordenem Gerümpel, stand immer noch der ausrangierter Küchenschrank, in dem seit jeher die Geschäftsunterlagen aufbewahrt wurden. Beim Ausräumen der von einer schwarzen Kohlenstaubschicht überzogenen Unterlagen und auf der Suche nach etwas, das aufzubewahren sich lohnt, entdeckte ich ein paar Bücher, zum Schutz in dickes braunes Packpapier eingebunden, die in dem mittlerweile wurmstichigen Schrank wohl schon gut ein halbes Jahrhundert gelegen haben müssen. In einem von ihnen war von der ersten Seite ein schmaler Streifen abgerissen, und Alle standen wieder wie lebendig vor mir.

Die Einwanderer

Als das junge Paar nach ihrer Hochzeit am 17. Oktober 1887 in St. Tönis wie so viele tausende andere auch hier ankam, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen und einen neuen Hausstand zu gründen, hatte die Stadt wieder einmal einen atemberaubenden Aufschwung genommen und sog die Menschen aus den umliegenden Gemeinden und kleinen Städten wie ein riesiger ausgetrockneter

Schwamm auf. Es waren nicht nur Arbeiter für die Webereien und neu entstandenen Maschinenfabriken, die die Stadt in immer größerem Maße brauchte, sondern auch Handwerker, die für die Ankömmlinge neue Häuser und Wohnungen bauten und die dazugehörenden Möbel. Metzger und Bäcker wurden gebraucht, die für das leibliche Wohl sorgen konnten und Groß- und Kleinhändler für das

Lebensnotwendigste verschiedenster Art. Seit fast 200 Jahren war die Stadt nun schon gezwungen für jede folgende Generation, welche die Einwohnerzahl fast verdoppelte, ihre Fläche über die ihr gegebenen Maße zu vergrößern und so fraß sie sich immer weiter in die umgebenden Gärten und Äcker. Die alten, von Feldwegen durchzogenen Fluren wurden von neuen Straßen und rechtwink-

ligen Wohnquartieren überplant. Der Bau immer neuer Wohnungen konnte mit dem Bedarf kaum Schritt halten. Schmale Hinterhöfe und Hausgärten wurden noch überbaut und jeder Verschlag und jedes Speicherzimmer wurde vermietet. 20 Jahre lang drängten fast 2 ½ Tausend Menschen Jahr für Jahr in die Stadt, um hier Lohn und Brot zu finden. Vom königlich preußischen Stadtbaumeister Umpfenbach war eine schachbrettartige neue Bebauung im Westen der Stadt bis zur einer neuen, breit angelegten Straße geplant, die die Landstraße nach St. Tönis mit den Wegen, die zur Bauernschaft Unter der Linde und weiter bis zum Landwehrdurchgang Hückelsmay führten. Benannt wurde sie nach Prinz Ferdinand, dem Sieger in der Schlacht an der Hückelsmay, geführt südwestlich der Stadt gegen die Franzosen rund 100 Jahre zuvor. Nur wenige hundert Meter hinter den neuen Wohnquartieren umschlossen die Gleise der verschiedenen Eisenbahngesellschaften, Bahnhöfe und neue Fabriken die Stadt wie ein Wall. In das verbliebene Areal von Äckern und Hausgärten ragten die Hinterhausflügel der Drei- und Vier-Fenster-Häuser wie gierige Zähne, bereit, auch den letzten Rest von ungebautem Land noch zu verschlingen.

Hierhin, in das Vier-Fenster-Haus mit der Nummer 120, zog das junge Paar, bereit, wie viele andere das erst kurz zuvor erbaute Haus gegen einen kleinen Mietnachlaß, trocken zu wohnen. Eine Vergünstigung, die mit vielen, oft unkalkulierbaren gesundheitlichen Schäden bezahlt wurde. Wenige Tage später, am 19. November 1887, wurde nur 2 Häuser weiter, in Nr. 116, der 100000. Bürger der Stadt geboren, durch den Krefeld zur Großstadt wurde.

An dieser Stelle muß die Frage erlaubt sein: Woher wollte man wissen, daß genau dieses Kind, wo doch jeden Tag in vielen Wohnungen Kinder auf die Welt kamen und andere starben und jede Woche fast 50 Menschen neu in die Stadt kamen um hier zu leben und eine neue Existenz zu gründen, daß genau dieses Kind am westlichen Rand der Neu-

stadt in mit Zuwanderern vollgestopften Häusern der 100000. Bürger war? Was spricht gegen die Annahme, daß mein Urgroßvater oder seine Frau genau diejenigen waren, die aus der aufstrebenden Stadt eine richtige Großstadt machten, indem sie sich genau zu diesem Zeitpunkt hier niederließen?

Johann Heinrich war eins der 10 Kinder des Faßbinders Peter Matthias Opdenberg und der Maria Helene Levalier, beide aus Kaldenkirchen, einer kleinen Stadt an der niederländischen Grenze, aus der wie es scheint alle Opdenbergs stammen. Eine kleine Erhöhung oberhalb des Geländeeinschnitts, der hinunter zur Maas führt, heißt „op den Berg“ und der von dieser Lagebezeichnung abgeleitete Familienname findet sich schon auf der ersten Seite des 1612 angelegten Kaldenkirchener Kirchenbuches. Seine Frau Helene war wohl das jüngste von drei Kindern des Schreinermeisters Hermann Schramm aus Vierquartieren und seiner Frau Anna Margarita Schmitz aus Aldekerk, die in St. Tönis geheiratet und sich dort niedergelassen hatten.

Am 6. Dezember 1888 ein Jahr nach der Ankunft in der neuen Heimat und in dem Jahr der Firmengründung, wurde der Stammhalter geboren, der nach Vater und Großvater benannt wurde. Ein Jahr später, am Weihnachtstag des Jahres 1889, wurde Helene Agnes geboren, benannt nach ihrer Großmutter. Nicht ganz zwei Jahre später kam Matthias August auf die Welt, benannt wohl nach seinem Onkel Franz August, dem großen Bruder seines Vaters, der als Lokomotivführer schon in den 70er Jahren nach Krefeld gelangt war. Die Wohnung auf der Prinz-Ferdinand-Straße wurde wohl zu klein und die junge Familie zog 1893 nur wenige Häuser weiter zur St.-Anton-Straße. An der Landstraße nach St. Tönis, über die viele Neubürger nach Krefeld kamen, waren die alten Siedlungshäuschen locker, beiderseits begleitet von einem Straßengraben, wie Perlen an einer Schnur aufgereiht. Aus den großen Hausgärten wurden Baugrundstücke und in einer der Baulücken war das Haus Nr. 244 zusammen mit dem

Nachbarhaus 242 erst wenige Jahre vorher fertiggestellt worden. Es waren zwei typische Krefelder Drei-Fensterhäuser mit dem dazugehörenden Flügel. Neu war, daß die Straßenfront nicht mehr verputzt, sondern mit zwei verschiedenfarbigen Ziegeln verklindert, stark profiliert und zum Nachbargebäude spiegelsymmetrisch war. In Parterre befand sich jeweils ein kleines Ladenlokal.

Bald nach dem Umzug kam Johann Hermann, benannt nach seinem Großvater mütterlicherseits und 1895 Theodora Helene Wilhelmine zur Welt. Im gleichen Jahr starb Matthias August und im Jahr darauf Johann Hermann. Am 3. Januar 1897 wurde Anna Josefine geboren, die im Jahr darauf starb. Das Geschäft mit den Kohlen, ergänzt durch kleinere und größere Transporte in die nähere Umgebung und Umzugshilfen in den Sommermonaten, in denen kaum Brennstoffe wie Holz und Kohlen zu verkaufen waren, schien wohl gut gelaufen zu sein. 1898 kaufte das Ehepaar Opdenberg das benachbarte Haus Nr. 240. Es war eines dieser kleinen Zweigeschossigen Siedlungshäuschen mit drei Fenstern, das als eine Art Reihenhaus zusammen mit zwei anderen benachbarten etwa 1853 gebaut worden war. Der ursprünglich große Hausgarten war Anfang der 1870er Jahre, wie fast überall, mit einem Flügel überbaut worden. Es besaß eine Tordurchfahrt, einen Pferdestall und noch Platz für ein kleines Kohlenlager. Im Vorderhaus war neben der Durchfahrt ein kleiner Raum, in dem wohl die Bestellungen angenommen wurden und in dem ein kleiner Lebensmittelhandel betrieben wurde.

Im November 1898 kam August auf die Welt und starb am gleichen Tag. Das dann im April 1900 geborene Mädchen wurde auf den Namen Maria Augusta getauft. Es hat fast den Anschein, als ob sie ihre kleinen, schon so früh verstorbenen Brüder ersetzen sollte. Acht Kinder in 12 Jahren geboren und vier davon schon begraben bevor das jüngste kam, was muß das für eine Zeit und ein Leben in der neuen Heimat gewesen sein?

Jot äete

Hans Steinbach

Et es ne-it mar de Ko-ek alle-in,
et Hert well och jett hääbbe;
min Fräuke hät sech aanjewent
ut twie Kömp op te scheppe.

Dän irschde, möt die jo-e Ko-es,
hält Liev on Si-el tesame.
Dä twedde es mech jrad so lev,
on dä bruk ne-it te lahme

kömmt op dän Dü-esch te jlicker Tiet,
on mäckt irsch ut et Schmake,
dat es: en fröndlech fru-eh Jesi-ech, –
et bäeste van de Saake!

Aus dem Buch „Mundart in Krefeld“